

9. Vierte Dimension: Religiöse Irritationen und Spannungen am Fallbeispiel der Konversion

Eine besondere Erscheinungsform von Religion in der Unterkunft stellt das Phänomen der Konversion dar. Dabei spielt jedoch nicht nur die individuelle Motivation des Gläubigen für den Religionsübertritt eine Rolle, auch nicht allein das Ausleben seiner neuen Zugehörigkeit, sondern in gleichem Maße sind die äußere Wahrnehmung und die Reaktionen des sozialen Umfeldes von Relevanz. Im Fallbeispiel wird anhand der Familien- und Fluchtgeschichte Rashed und Jawid Bakhtaris, angereichert mit Feststellungen im Rahmen der teilnehmenden Beobachtung sowie auf Grundlage von Interviews mit religiösen Experten Mittstadts gezeigt, wie komplex die Aushandlungsprozesse sind, die sich daraus ergeben, dass Vater und Sohn zu Konvertiten werden.

9.1. Hintergrundinformationen und Narrative der Familie Bakhtari

Familie Bakhtari stammt aus einem ländlichen Gebiet in Zentral-Afghanistan und gehört der ethnischen Minderheit der Hazara an. Die ursprünglich schiitische Familie ist aufgrund ihrer Konversion zum Christentum und den damit einhergehenden Bedrohungen nach Deutschland geflohen. Weder Vater Rashed noch sein Sohn Jawid sind alphabetisiert, als sie im Jahr 2015 der kommunalen Unterkunft in Mittstadt zugewiesen werden. Beide sprechen Hazaragi, einen Lokaldialekt, und Dari und lernen erst in Mittstadt Deutsch. Dabei nehmen Vater und Sohn jeweils zusätzliche Lernangebote wahr und können sich nach einigen Monaten bereits sehr gut verständigen.

9.1.1. Geschichte der Familie Bakhtari

Rashed Bakhtari ist 42 Jahre alt, lebte in der Provinz Daikondi und arbeitete in der Landwirtschaft, indem er Felder bestellte, als er im Jahr 2013 den aus dem Iran zugezogenen neuen Geldverleiher des Dorfes kennenlernte, der auch als Schuldeneintreiber tätig war. Dieser war der Sohn des bisherigen Eintreibers und kurz vor dessen Tod angereist, um die Position seines Vaters zu übernehmen. Er begab sich auf die Suche nach jemandem im Dorf, der ihn unterstützen konnte, und wurde an Rashed verwiesen. Er sei damals vermutlich vorgeschlagen worden, da er einer der wenigen im Dorf gewesen sei, der selbst Land besessen habe und einen guten Ruf genoss, da er aktiv im Ältestenrat der Gemeinschaft gewesen sei und stets Freunde und Nachbarn unterstützt habe, erzählt Rashed nicht ohne Stolz. Die beiden vereinbarten, dass Rashed dem Mann helfen sollte, Schulden bei den Dorfbewohnern einzutreiben, da er diese gut kenne und deren Vertrauen habe. Im Gegenzug könne er sich ein Zubrot zur Arbeit auf dem Feld verdienen. Diese Arbeit sei hart, erklärt Rashed. Das Land sei gebirgig und unterlege ständig Schwankungen: mal gebe es monatelang kein Wasser, sodass die Ernte ungenügend sei, dann wieder gebe es Überschwemmungen durch abrutschende Schneelawinen, sodass das Gemüse verderben würde und nicht mehr zum Verkauf geeignet sei. Das Angebot des Schuldeneintreibers habe er daher nicht ausschlagen können. Auch sei dessen Vater ein ehrenwerter Mann gewesen, und es habe Rashed interessiert, mehr über die Geschichte des neuen Geschäftspartners zu erfahren – speziell, was dieser im Iran erlebt habe, wo Rasheds Eltern mit seinen jüngeren Brüdern lebten.

Bereits nach einigen Monaten trug Rasheds Nebentätigkeit Früchte. Er verdiente gutes Geld, und die Familie konnte schon bald weitere Felder ankaufen. Im Ältestenrat erhielt er Anerkennung für sein Tun. Man schätzte den Sohn des Schuldeneintreibers im Dorf, da er gerechte Geschäfte mache, indem er zum Beispiel Pfandleihen anbiete und sogar einen An- und Verkauf in einem kleinen Ladengeschäft errichtet habe. Rashed profitierte lange vom neuen Geschäftsmodell. Bald konnte er sogar ein Motorrad für seinen damals 11-jährigen Sohn und einziges Kind Jawid kaufen. Es sei rot gewesen und habe in der Sonne geglimmert. Jawid habe es täglich gewaschen, und das, obwohl Wasser so kostbar in der Gegend sei. Diesen Luxus habe er ihm jedoch gegönnt. Auch seine Frau sei sehr stolz gewesen, sagt Rashed lächelnd.

Je mehr Rashed mit dem Schuldeneintreiber zusammenarbeitete, desto besser lernte er ihn kennen. Man habe häufiger Tee zusammen getrunken

und offen über alles reden können, so über das einstige Taliban-Regime und über gesellschaftliche Probleme. Die neuen Impulse des Kollegen regten Rashed zum Nachdenken an. Er genoss es, Gespräche mit jemandem zu führen, der eine gute Ausbildung im Iran genossen hatte und sich gewandt auszudrücken wusste. Auch hatte er schon bald das Gefühl, auf Augenhöhe mit seinem Geschäftspartner sprechen zu können, was ihm angesichts des Bildungsunterschiedes ungewöhnlich erschien. Doch der Schuldeneintreiber schien stets ebenfalls an seiner Meinung interessiert gewesen zu sein, fragte ihn zuweilen um Rat und behandelte ihn wie einen Freund. Er freute sich, dass auch Rasheds Familie von dessen zusätzlicher Tätigkeit profitierte, und bot sogar an, der Familie einen Geldbetrag zu einem günstigen Zins zu leihen, sodass Jawid wieder die Schule besuchen konnte, die er mit 10 Jahren abgebrochen hatte, um seinem Vater bei der Arbeit zur Hand zu gehen. Der Sohn sollte lernen und seinen Horizont erweitern, argumentierte der Schuldeneintreiber. Aus ihm könne »etwas Großes« werden, erinnert sich Rashed an dessen Worte. Eines Tages hätten die Gespräche dann eine andere Richtung genommen. Es sei vor allem um »Freiheit« gegangen und darum, dass ein jeder Mensch etwas Besonderes sei. Langsam sei Rashed eingeführt worden in eine neue Art des Denkens, in eine neue Weltsicht. Der Geschäftspartner unterhielt sich plötzlich mit ihm über das Christentum, über den »Gott, der beschützt« und stets helfe – unabhängig davon, wie man sich verhalte, unterstütze er und liebe seine Gläubigen. Rashed beeindruckten diese Ideen, gleichzeitig ängstigten sie ihn, doch am Ende habe der Gedanke überwogen, dass diese Weltgewandtheit mit einem neuen Möglichkeitshorizont für seine Familie einherging. Eines Tages nimmt er Jawid mit zum Teetrinken. Jawid habe während der ersten Treffen nur zugehört und stets Blickkontakt zu seinem Vater gesucht. Nicht einen Ton habe er gesagt, erzählt Rashed schmunzelnd. Diese Treffen wandelten sich bald zu Runden des aktiven Austauschs, an denen sich nach und nach auch zwei weitere Mitglieder des Ältestenrats beteiligten, die dem Schuldeneintreiber verbunden gewesen seien. Die Regel lautete jedoch, dass keine Außenstehenden über die Treffen informiert würden, auch nicht engste Familienmitglieder, selbst Ehepartner und Kinder dürften nichts erfahren. Heikle Themen seien besprochen worden, erzählt Rashed. Wie mit den Hazara umgegangen werde, dass die Regierung sie nicht unterstütze, und auch darüber wurde gesprochen, wie die Zustände in anderen Ländern seien. Dass die Menschen in christlichen Ländern glücklich seien, dass sie frei seien.

Gerade die politischen Entwicklungen der letzten Jahre bedrückten Rashed noch immer. Mit Beginn der Taliban-Herrschaft im Jahr 1996 sei das Dorf

mehrmals bedroht worden. Immer wieder wurde das Land zerstört. Frauen und Mädchen seien bedrängt worden, und Bewohner, die sich gewehrt hätten, hätten ihren Aufstand mit dem Leben bezahlt. Die Leichen seien als Warnung mitten im Dorf zu einem Haufen drapiert worden. Viele hätten daraufhin die Region verlassen. So gingen auch Rasheds Eltern und seine beiden jüngeren Brüder Ende der 1990er Jahre gemeinsam mit weiteren Dorfbewohnern in den Iran. Rashed war damals Ende 20. Er mochte sein Dorf nicht verlassen und wollte sich stattdessen etwas aufbauen und die restliche Gemeinschaft unterstützen, um diese zusammenhalten. Kurz bevor seine Familie ging, wurde seine Hochzeit mit einem Mädchen aus dem Nachbardsdorf ausgerichtet. Alles habe sehr schnell gehen müssen, sagte er. Sie war schließlich 15 und Rashed 31 Jahre alt, als sein Sohn Jawid im Jahr 2002 zur Welt kam. Jawid sei sein größtes Glück, ein weiteres Kind habe es nicht gegeben. Seine Frau habe dies stets als großes Unglück empfunden und sich zunehmend am Dorfschrein aufgehalten, um dafür zu beten, ein weiteres Kind zu empfangen. Ihre Mutter habe ihr Kräuter verabreicht, die jedoch nicht halfen, in der Folge habe seine Frau damals sogar versucht, sich zu ertränken. Rashed führte unter anderem den labilen Zustand seiner Frau sowie deren festen Glauben als Grund dafür an, sie nicht in die heimlich geführten Gespräche mit einbezogen zu haben. Auch Jawid hätte dies verstanden. Sie habe sich vielmehr daran erfreuen sollen, dass die Familie keine Geldsorgen mehr hatte.

Im Sommer 2014 seien Rashed und sein Sohn vom abendlichen Gesprächskreis gekommen und auf dem roten Motorrad zu ihrem Haus gefahren, als sie Schreie hörten. Es seien einzelne Bilder, an die er sich erinnern kann, erzählt Jawid, der damals 12 Jahre alt war. Die Haustür habe offen gestanden. Viele Menschen aus dem Dorf hätten vor der geöffneten Tür gekniet, geschrien und geweint. Sein Vater sei von fremden Männern beschimpft worden, die Jawid noch nie zuvor gesehen hatte. Das Motorrad sei plötzlich umgestoßen worden. Als die beiden sich zur Haustür vorkämpften, entdeckten sie Rasheds Frau, die mit durchtrennter Kehle im Hausflur lag. Jawid habe zunächst nicht verstanden, dass es seine Mutter gewesen sei, sagt er. Er habe aufgrund der Dunkelheit auch das Blut nicht als solches erkannt. Erst als sein Vater ihn packte und zum Motorrad zog, sei ihm klar geworden, dass es sich um seine Mutter gehandelt habe. Rashed zog seinen Sohn weg aus der Menschenmenge, die die beiden bedrängte. Sie seien angeschrien und beschimpft worden und infolgedessen so schnell wie möglich zum Motorrad zurückgelaufen, um der Menge zu entkommen. Stundenlang seien sie in dieser Nacht auf dem Motorrad gefahren und hätten weit ab-

seits des Dorfes in den Bergen geschlafen. Sie erklären sich heute, dass die fremden Männer aus der Stadt gekommen seien, da sie anders sprachen als die Dorfbewohner. Sie seien keine Hazara gewesen. Auch hätten sie davon gesprochen, Rashed zu töten, erinnert sich dieser. Sie mutmaßen weiterhin, dass jemand sie oder weitere Mitglieder des Gesprächskreises verraten habe. Vielleicht jemand aus dem Ältestenrat, vielleicht eine neugierige Ehefrau. Ob der Rest der Gruppe um den Schuldeneintreiber noch lebte, wussten sie nicht.

Kurz darauf fuhren Vater und Sohn in den Iran. Kurz vor der Grenze verkauften sie das Motorrad und fuhren per Anhalter bis in einen Vorort Teherans. Zwei Wochen waren sie dorthin unterwegs. In Teheran vergingen noch einige Tage, bis sie Rasheds Eltern und seine Brüder fanden, die in einer Hazara-Diaspora-Gemeinde in ärmlichsten Verhältnissen lebten. Seine beiden jüngeren Brüder, die Rashed seit 17 Jahren nicht gesehen hatte, arbeiteten unter falscher Identität auf einem Markt und hatten mittlerweile selbst Familie. Seine Eltern saßen tagsüber auf der Straße, um zu betteln. Afghanen hätten es schwer im Iran, erzählt Rashed nachdenklich. Sie dürften nicht arbeiten und die Kinder nicht die Schule besuchen. Um seine Familie nicht zu verunsichern sowie um Jawid und sich selbst nicht zu gefährden, erzählten sie der Familie und anderen Mitgliedern der Diaspora-Hazara-Gemeinde, dass ihr Dorf von einer Gruppe Städter angegriffen worden sei, die unter anderem Rasheds Frau ermordet hätten. Unter den Zuhörern befanden sich einige junge Männer, die ebenfalls aus Afghanistan stammten und denen wegen kleinerer Vergehen wie Lebensmitteldiebstählen eine Abschiebung in die Heimat drohte. Sie boten Rashed und Jawid an, sich ihnen auf ihrem Weg nach Europa anzuschließen, um dort ein neues Leben beginnen zu können. Die beiden stimmten zu und begaben sich nach zwei weiteren Monaten, in denen sie sich Geld als Tagelöhner in Teheran verdienten, auf die Reise mit den insgesamt acht weiteren Männern. Ihr Weg führte sie über die Türkei und Bulgarien nach Griechenland, wo sie zwischenzeitlich in einem Flüchtlingslager festsaßen, bis nach Italien. Sie waren größtenteils zu Fuß und per Anhalter in Lastwagen unterwegs. In Italien blieben zwei der Männer zurück. Sie witterten ein lukratives Geschäft, indem sie sich einer Schleppergruppe anschlossen, von deren Mitgliedern sie zufällig eine Person aus Teheran kennen. Rashed, Jawid und die restlichen Männer fuhren mit dem Zug weiter nach Deutschland. Ihre verbliebenen Weggefährten versuchten, nach Schweden weiterzuziehen. Vater und Sohn blieben jedoch vorerst in München und wurden dort zur Weiterverteilung nach Nordrhein-Westfalen registriert. Es

sei nicht schlimm, dass die Wege sich getrennt hätten, so Rashed. Die anderen Männer seien stets freundlich ihm und Jawid gegenüber gewesen, man habe zusammengehalten und aufeinander aufgepasst, dennoch seien sie ›anders‹ gewesen als Vater und Sohn. Jawid erzählte, dass einer der Männer die Position des Anführers übernommen habe, obgleich Rashed der Gruppenälteste gewesen sei. Er habe dafür gesorgt, dass, sofern möglich, die Gebetszeiten eingehalten wurden und zum Beispiel während ihrer Reise durch die Türkei darauf bestanden, nach schiitischen Moscheen zu suchen, was sich jedoch schwierig gestaltete und die Gruppe viel Zeit gekostet habe. Der Rest der Gruppe habe sich dem jedoch gebeugt. Rashed sagt weiter, er habe während der Flucht ein paar Mal vergessen, wer er sei. Seine eigene Geschichte sei ihm zunehmend surreal vorgekommen, als sei sie jemand anderem passiert und er habe diese lediglich erzählt bekommen. Jawid gibt zu, dass es ihm mittlerweile schwerfalle, sich in seinen ehemaligen Alltag im Dorf zu versetzen und er das Gesicht seiner Mutter kaum noch rekonstruieren könne. Bilder der Mutter habe er nicht.

Im Juli 2015 kamen Vater und Sohn in einer Erstaufnahmeeinrichtung in Nordrhein-Westfalen an. Dort lebten sie bis Ende November desselben Jahres. Nach etwa drei Monaten, mit Beginn des Herbstes, hätten dort seine Anfälle begonnen, erzählt Rashed. Er fühlte sich zunehmend krank, da er nicht schlafen konnte. Immer wieder sah er in seinen Träumen seine Frau im Hauseingang liegen. Dann wiederum erinnerte er sich an die Zeit der Taliban, die jederzeit ins Haus hätten einfallen können. Sein Vater habe ihm damals geheißen, wachsam zu sein, um die jüngeren Brüder im Falle eines Übergriffs beschützen zu können. Rashed sagt, er habe regelrecht Angst vor dem Abend und der damit einhergehenden Müdigkeit nach der Arbeit auf dem Feld empfunden.

In der Zeit in der Erstaufnahmeeinrichtung sei sein Vater ständigen Stimmungsschwankungen unterworfen gewesen, erzählt Jawid. Mal sei er schreckhaft gewesen und habe zu weinen begonnen, als dem Jungen das Fenster in der Wohnung durch einen Luftzug zuknallte, mal sei er in ähnlichen Situationen aufbrausend geworden und habe aggressiv Jawid gegenüber reagiert. An manchen Morgen habe er nicht gewusst, in welchem Land er sich befinde, erzählt Rashed: »Musste ich Jawid aufwecken. Musste ich ihn fragen, wo sind wir. Sind wir in Iran, sind wir in *Bulgaria*?« Die unterschiedlichen Stimmen auf den Fluren, die vielen Menschen allgemein hätten dazu beigetragen, schätzt Jawid. Die Zeit in der Großunterkunft sei ohnehin sehr schwierig gewesen. Niemand sei zum Reden da gewesen. Die

wenigen Männer, mit denen Vater und Sohn Kontakt hatten, da sie diese etwa in der Essensausgabe häufiger sehen oder weil sie sich den Flur im Wohngebäude teilen, sind vorwiegend Syrer und Iraker mit jeweils großen Familien. Sie seien Sunniten gewesen und hätten großen Wert auf ihren Glauben gelegt. Zwar sei kein enger Kontakt zwischen den Familien entstanden, da nur ein Familienvater bruchhaft Dari sprach und weder Rashed noch Jawid Arabisch beherrschten, jedoch habe es immer wieder freundliche Annäherungen gegeben, die aber stets mit kritischen Fragen verbunden gewesen seien: »Wo kommt ihr her in Afghanistan? Wo genau? Seid ihr *sunni*, ja? Wo ist deine Frau? Wo sind die Geschwister?« (Jawid, 2017) All das habe die fremden Familien interessiert, erzählt Jawid. Sein Vater habe sich daraufhin zunehmend isoliert, seltener die Wohnung verlassen und versucht, den benachbarten Familien aus dem Weg zu gehen. Jawid habe sich ambivalent gefühlt. Er habe gern die Einladungen der anderen Familien angenommen, gemeinsame Zeit in deren Wohnung zu verbringen, auch wenn er sich kaum habe verständigen können. Dennoch hätten ihm diese Treffen ein gutes Gefühl gegeben, indem sie ihn an seine eigene Familie erinnerten. Auch gaben sie Jawid die Möglichkeit, wieder Kind zu sein:

»Ich habe mit den kleinen Kindern gespielt, zum Beispiel. Ein Junge, er heißt Ali, war 10 Jahre alt. Wir haben uns [die Erstaufnahmeeinrichtung] immer angeschaut zusammen. Ich weiß noch, wir haben zum Beispiel Spaß gemacht mit Sozialarbeitern oder einmal haben wir Fahrr[ä]der bekommen und sind so rumgefahren.« (ebd.)

Dennoch musste Jawid in dieser Zeit Verantwortung für seinen Vater übernehmen, indem er diesen bei den Nachbarsfamilien verleugnete: »Habe ich eigentlich immer gesagt ›Papa ist müde, Papa muss schlafen‹ oder ›Papa hat kein[en] Hunger‹. Aber, ja, eigentlich sie haben mich immer gefragt nach mein[em] Papa.« Besonders schwierig sei es in dieser Zeit für seinen Vater und ihn gewesen, dass kein Kontakt mehr zur Heimat bestanden habe. Die Beziehungen zum Dorf in Afghanistan waren gekappt, auch zu Rasheds Familie in Iran bestand kein Kontakt mehr, da die Eltern kein Smartphone oder Internetzugang besaßen. Abgesehen davon hätte es möglicherweise ein Nachteil sein können, weiterhin Kontakt zu Jawids Großeltern und Onkeln und damit auch zur Hazara-Gemeinschaft in Teheran zu pflegen, gibt Rashed im Gespräch zu bedenken. Die Gemeinschaft sei sicher davon ausgegangen, dass die Männergruppe während des gesamten Fluchtweges zusammenblieb. Weiterhin seien er und Jawid in den Augen der Familie Schiiten. Auch nur der

leiseste Verdacht eines Interesses am christlichen Glauben könnte zum Ausschluss aus der Familie führen oder ihnen sogar zur Bedrohung werden.

Die anderen Familien in der Erstaufnahmeeinrichtung hingegen führten viele Gespräche mit ihren Angehörigen aus den Herkunftsländern. Es schien ein ständiger Kontakt und Informationsfluss zu bestehen, so kommt es Jawid vor. Dass angesichts dessen mit Skepsis auf die Tatsache reagiert wurde, dass Rashed und sein Sohn nicht mal ein Smartphone besaßen,¹ erschien dem Jugendlichen nachvollziehbar, brachte ihn jedoch auch zunehmend in Bedrängnis, sodass er begann, Geschichten zu erfinden, die anderen plausibel erschienen. Bald verlor er jedoch den Überblick, welchem Kind und welchem Erwachsenen er was erzählt hatte, und war daher jedes Mal erleichtert, wenn eine benachbarte Familie die Unterkunft verließ und daraufhin eine neue einzog.

Während ihrer Zeit in der Erstaufnahmeeinrichtung sorgten sich die beiden auch um die Gespräche, die den Asylbescheid betrafen. Diese fanden direkt auf dem Gelände der Unterkunft in einem abgetrennten Bereich statt. Neben dem Personal des BAMF waren stets auch Dolmetscher zugegen. Einer der Dolmetscher habe sich befremdet gezeigt, dass er nicht auf dessen

1 Im Dorf, in dem die Hazara-Gemeinschaft in Afghanistan lebte, besaßen im Jahr 2013 nur zwei Mitglieder des Ältestenrates sowie der Schuldeneintreiber ein Smartphone. Jawid kannte den Umgang damit jedoch aus seiner Zeit im Iran sowie von der Flucht. Er habe häufig auf den Handys der jungen Männer, mit denen sie unterwegs waren, spielen dürfen, sofern diese es nicht benötigten, um die weitere Fluchtroute zu bestimmen. Da weder Rashed noch Jawid zum Zeitpunkt der Flucht und ihrer Ankunft in Deutschland lesen konnten, ihnen jedoch die Omnipräsenz der Geräte in der Erstaufnahmeeinrichtung unter Bewohnern und Mitarbeitern auffiel, zeigten sie sich in der Reflexion ihrer Zeit in der Unterkunft beschämt. Sie schienen den Besitz sowie die Nutzung eines Smartphones mit einem Zugang zu Bildung in Verbindung zu bringen, was insbesondere dadurch deutlich wird, dass sie in den Jahren 2016 und 2017 besonders stolz darauf waren, mittlerweile versiert im Umgang mit ihren Geräten zu sein und darauf zum Beispiel täglich Nachrichten oder die Wetter-App aufrufen zu können. Auch befanden sich Vater und Sohn zum Zeitpunkt der Forschung in ständigem Austausch über ›WhatsApp‹, wenn Jawid in der Schule und sein Vater im Integrationskurs waren. Dabei schrieben sie sich, je nach Kontext, entweder auf Dari mittels des lateinischen Alphabets, das sie in Mittstadt erlernt hatten, oder auf Deutsch. Informationen über behördliche Post oder über die Schule wurden auf Deutsch kommuniziert, Alltagsinformationen, zum Beispiel über den Einkauf, das Wetter oder Nachfragen nach dem Befinden, hingegen auf Dari.

arabische Ansprache reagierte, erinnert sich Rashed. Dann haben sie wieder warten müssen, bis jemand gekommen sei, der ›Persisch‹ sprach, wie der Dolmetscher der BAMF-Mitarbeiterin erklärt habe. Bis heute zeigt sich Jawid erstaunt, dass dieser deutsche Begriff seine Sprache bezeichne, da er so anders klinge als der ihm bekannte Name. Sein Vater sei während des Wartens unruhig gewesen und hätte am liebsten den Raum verlassen, sagt er dann. Rashed erinnert sich dazu:

»Weiß man nicht, welcher Mann da kommt und was die wollen. Kommt [jemand] aus Afghanistan, ist nicht gut für uns, weil, wir sind Hazara und wir sind Christen. Kommt [jemand] aus Iran, ist nicht gut, weil Afghani in Iran machen viele Probleme. Wir haben gewartet da, sehr lang und dann kommt ein Mann und ich schaue an Jawid und denke: ›Bitte, nicht hören mein Dari so genau, nicht hören, dass wir sind Hazara.« (Rashed, 2017)

In der ersten mehrstündigen Anhörung durch das BAMF schildern die beiden Männer infolgedessen in den Einzelinterviews der Behörde, dass sie ihr Land aufgrund der problematischen wirtschaftlichen Situation haben verlassen müssen. Sie können dabei ihren Herkunftsort glaubhaft machen, indem sie konkrete Fragen zu diesem beantworten. Rashed ist sich sicher, dass der Dolmetscher wie auch die BAMF-Angestellte dabei verstanden hätten, dass Rashed und Jawid einer Minderheit angehörten. Dennoch haben beide im Interview vermieden, den Begriff ›Hazara‹ zu verwenden. Darauf hatten sie sich im Vorfeld geeinigt. Die Interviews fanden im Oktober 2015 statt und im November erhielt Familie Bakhtari den ›Transfer‹, also das Schreiben, das sie einer Kommune Nordrhein-Westfalens zuteilte. Darüber waren sie froh, sie erinnern sich, beide geweint zu haben. Mit dem Begriff ›Mittstadt‹ verbinden sie jedoch nichts. Auch können sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht absehen, wie langwierig und zehrend sich ihr Asylprozess noch gestalten wird.

9.1.2. Das Leben der Familie Bakhtari in der kommunalen Unterkunft

Im Dezember 2015 kamen Rashed und Jawid in Mittstadt an. Es war ihr erster Winter in Deutschland. Die Sozialarbeiterin Lisa wies ihnen eine Einzimmerwohnung im Erdgeschoss der kommunalen Unterkunft zu und zeigte ihnen die Einrichtung. Jawid kann sich an diese erste Woche in der Unterkunft kaum mehr erinnern. Er hatte Fieber und Schüttelfrost, schlief viel und konzentrierte sich darauf, viel Wasser zu trinken. Rashed erzählte ihm später, er müsse schnell gesund werden, die Sozialarbeiterin habe gesagt, er könne

in seinem Zustand die Schule nicht besuchen, dies sei jedoch eine Pflicht in Deutschland.

Zunächst tat den beiden Männern die eigene Wohnung gut. Sie waren es gewohnt, auf engem Raum zusammenzuleben, und genossen es, diesen nun nach ihren Bedürfnissen einrichten zu können. Als Erstes hätten sie sich einen Wasserkocher und Tassen gekauft, erzählen sie freudig, da dies in der Erstaufnahmeeinrichtung für Privaträume nicht erlaubt gewesen sei. In ihrem Zimmer in Mittstadt war dies jedoch kein Problem. Eine Woche nach seiner Krankheit besuchte Jawid dann die Schule. Er wurde der Internationalen Klasse der Hauptschule zugeteilt, die auch Nour Sayed, Dino Okereke, Aldonidza Bozhdaraj und Saad Rahmani aus der Unterkunft besuchten. In der Klasse war er mit 15 Jahren einer der ältesten Schüler. Im Unterricht gab er sich Mühe und zeigte sich interessiert an den Übungen, die die Lehrer durchführten – Artikel zuordnen, eine Selbstbeschreibung auf Deutsch formulieren, ein Bild einer landestypischen Mahlzeit malen, kleine Theaterstücke aufführen. Da mit individuellen Lernplänen und Arbeitsmaterialien gearbeitet wurde, besonders in den Jahren 2015 und 2016 eine hohe Fluktuation unter den Schülern der Internationalen Klasse bestand, es noch kein festes Lehrpersonal für die Klasse gab,² und die Unterrichtsstunden immer wieder

-
- 2 Das Lehrpersonal wechselte im Schuljahr 2015/2016 mehrmals. Zunächst wurde eine Lehrerin der Hauptschule zur Übernahme der Klasse eingeteilt. Diese hatte jedoch keine Erfahrung in der Arbeit mit Flüchtlingen und Neu-Zugewanderten. Daraufhin übernahm eine Lehrerin, die kurz zuvor ihr Referendariat an einer anderen Schule beendet hatte. Auch sie hat keine Berufserfahrung mit der Zielgruppe, in ihrem Studium jedoch ein Modul zu ›Interkulturalität‹ absolviert. In Gesprächen offenbarte sie bereits nach einigen Wochen, wie sehr die Tätigkeit sie belastete und dass sie sich aktiv auf Beamtenstellen in anderen Kommunen bewarb, um bessere Arbeitsbedingungen als im befristeten Angestelltenverhältnis zu haben, vor allem aber auch, um wieder ihre Kernfächer unterrichten zu können. Die Arbeit mit der Internationalen Klasse stelle eine zu große Herausforderung dar, die ohne Sozialarbeiter oder Integrationshelfer im Klassenraum nicht zu bewältigen sei. Als sie mit ihrer Bewerbung Erfolg hatte, wurde die Klasse übergangsweise mit Vertretungsstunden beschult. Wenn die entsprechenden Vertretungslehrer erkrankt waren, musste der Unterricht ausfallen. Die Schüler, die im schulischen Ganztags angemeldet waren, verbrachten den Schultag dann im Schulgebäude, bis die Nachmittagsbetreuung begann. Kurz darauf übernahm eine Studierende die Klasse. Sie strebt im Studium zwar keine Lehramtslaufbahn an, ist jedoch arabische Muttersprachlerin. Mit dem Ende ihrer Semesterferien ging auch sie. Kurz darauf fand die Schulleitung eine Lehrerin, die sowohl Studien- als auch Berufserfahrung in der Beschulung der Zielgruppe vorweisen konnte und die Klasse fortan, gemeinsam mit einer weiteren Kollegin, unterrichtete. Zwar blieb diese Konstellation

aufgrund von Störungen oder Konflikten unterbrochen werden mussten,³ fiel lange Zeit nicht auf, dass Jawid nicht alphabetisiert war. Als es schließlich auffiel, wurde Rashed über Lisa von der Schule kontaktiert. Rashed solle zu einem Gespräch kommen, ein Dolmetscher werde organisiert. Es sei notwendig, darüber zu sprechen, über welche Schulerfahrung Jawid verfüge, welcher Bildungsweg denkbar sei und wie er auf diesem bestmöglich gefördert werden könne, bevor er dem Alter entwachse, die Hauptschule besuchen zu können. Rashed glaubt, die Angst vor diesem Gespräch mit einem Dolmetscher im Januar 2016 habe zu einer Intensivierung seiner Anfälle geführt. Er begann damit, Alkohol zu trinken, um seinen »Körper [zu] beruhigen« (Rashed, 2017). Die Tatsache, dass Alkohol in Mittstadt, im Gegensatz zu Afghanistan, erlaubt und schnell zugänglich war, habe ihn stets mehr trinken lassen. Tagsüber besucht er dennoch seinen Sprachkurs, abends trank er, um einschlafen zu können. »Ich wollte schlafen ohne Träume«, sagt er, denn noch immer verfolgten ihn die Bilder seiner Frau. Er redete sich ein, ihr Geist verfluche ihn, da ihr Tod seine Schuld gewesen sei. Er fühlte sich schuldig dafür, dass Ja-

auch für das Schuljahr 2016/2017 bestehen, jedoch änderten sich stattdessen die Zusammensetzung und das Engagement der Ehrenamtlichen, die im Unterricht einzelne Schüler unterstützen sollten.

- 3 Störungen können hierbei externer wie auch interner Art sein und unterbrechen in beiden Fällen den Unterrichtsverlauf. Als externe Störungen werden zum Beispiel der unangemeldete Besuch von Ehrenamtlichen, Lehramtspraktikanten, Therapeuten (Logopäden oder Ergotherapeuten) oder Sozialarbeiter bezeichnet, die die Klasse unvermittelt aufsuchen, um ein Kind zur Individualförderung abzuholen oder dringende Anliegen mit der Lehrerin zu besprechen. Als interne Störungen werden von der Klasse ausgehende Dynamiken bezeichnet, die den Unterrichtsverlauf ebenso beeinträchtigen oder sogar unterbrechen. Zum Beispiel dann, wenn Schüler die Lehrerin darauf hinweisen, dass sie ihre Sporttasche oder Jacke aus einem anderen Klassenraum holen müssen oder ihre Arbeitsmaterialien im dafür vorgesehenen Bereich nicht finden können. Weiterhin werden Störungen auch dadurch ausgelöst, dass einzelne Schüler die Lehrerin um etwas zu Essen bitten oder sie nach Geld fragen, da sie noch nicht gefrühstückt oder keine Verpflegung bei sich haben. Andere interne Störungen sind zum Beispiel durch Konzentrations- oder Aufmerksamkeitsprobleme zu begründen oder gehen von einem Unverständnis der Aufgabenstellung aus, was wiederum einen Kommunikationsprozess unter denjenigen Schülern auslöst, die einer gemeinsamen Sprachgruppe angehören. Auch kommt es zu internen Störungen aufgrund von Ungerechtigkeitsempfindungen einzelner Schüler, die daraufhin laut oder aggressiv ihren Klassenkameraden oder der Lehrerin gegenüber werden. Daraus können wiederum größere Konflikte entstehen, oder ältere Konflikte werden neu entfacht.

wid ohne Mutter aufwuchs und dass kein Kontakt mehr zur Familie und dem Dorf bestand.

Auch die Nachbarn der kommunalen Unterkunft, die der Ankunft der beiden Männer von Beginn an skeptisch gegenüberstanden, da üblicherweise mindestens Dreierfamilien in die Unterkunft einzogen, begannen Rashed einzuschüchtern und bestärkten ihn somit darin, sich vor diesen zurückzuziehen. Aus Protokollen der teilnehmenden Beobachtung geht hervor, wie Shabnam Rahmani Rashed skeptisch beäugte, wenn sie diesen im Waschmaschinenraum traf. Gemeinsam mit Familie Ahmadi und Familie Sayed diskutierte sie bei einer Tasse Tee darüber, dass Rashed Frauenarbeit erledige, indem er einkaufen gehe, die Wäsche wasche und den Flur putze. Es sei unzumutbar für den Sohn, ohne Mutter leben zu müssen. Ein Mann könne nicht kochen, dem Jungen ginge es sicher schlecht. Noch im Dezember erfährt Aldoniza Bozhdaraj von Dino Okereke, Jawid habe sich diesem auf dem gemeinsamen Schulweg anvertraut und gesagt, dass er Christ sei. Dino, der sich darüber freute, einen Verbündeten in der Klasse zu haben, der seine religiöse Zugehörigkeit teilte, erzählt dies daraufhin Aldoniza. Diese gab die Information an ihre beste Freundin Nour weiter, die es wiederum ihrer Mutter Nimaz erzählte. Somit kam die Information über Familie Bakhtari in der Teerunde der Frauen an und stieß auf Entsetzen. Dieses äußert sich zunächst darin, dass, wenn Rashed zuweilen im Hinterhof des Gebäudes verwirrt auf und ab lief, Shabnam aus dem Fenster schaute und ihn beschimpfte, erzählt Rashed. Einmal habe sie ihn auch bespuckt. Ob Fatima und Nimaz auch dabei gewesen seien, könne er nicht sagen. Es falle ihm schwer, die Frauen zuzuordnen, mit denen er damals erst etwa einen Monat in der Unterkunft zusammenlebte. Außerdem wisse er nicht, woher sie von seinem Geheimnis wüssten. Er und Jawid trügen bewusst keine religiösen Merkmale und würden mit niemandem über Religion sprechen. Im Februar 2016 trank Rashed bereits in dem Maße Alkohol, dass er stark danach roch. Durch den Hausmeister Amir, der schnell darauf aufmerksam wurde, wird auch Lisa darüber informiert. Gemeinsam mit Thomas besuchte sie Rashed in seinem Zimmer. Sie sammelten die Flaschen ein, die sie finden konnten, und verwarnten ihn. Der Konsum von Alkohol sei in der Unterkunft verboten.

Amir kam am Nachmittag desselben Tages erneut zu Rasheds Wohnung, gemeinsam mit einem fremden Mann. Rashed ließ die beiden herein und bot ihnen Tee an. Es stellte sich heraus, dass der Fremde Iraner war, jedoch schon viele Jahre in Mittstadt lebte. Zu Beginn sei es ein freundliches Gespräch gewesen. Es sei darum gegangen, dass sich Männer helfen müssten. Dass auch

der Iraner sich habe einleben müssen in Mittstadt – vor vielen Jahrzehnten, als er zum Studieren nach Deutschland kam. Danach ging es um Rasheds Alkoholproblem, erinnert er sich. Dass man als Muslim, besonders in Europa, darauf achten müsse, nicht vom Glauben abzukommen. Dass man sich nun in besonderem Maße an religiöse Vorgaben festhalten solle. Wie wichtig es für den Sohn sei, Halt zu finden im Vater und dem Glauben. »Habe ich nur zugehört«, erinnert sich Rashed, »Ich war ganz, ganz leise.« Bevor die beiden ihn verlassen, laden sie ihn noch in ihre Moscheegemeinde ein und hinterlassen ihre Telefonnummern auf einem Zettel. Rashed könne jederzeit anrufen. Man sei für ihn da.

Auch von diesem Gespräch erfuhren die Nachbarsfamilien. Amir deutete gegenüber den Familienvätern Khaled und Abdul an, dass Rashed ein Alkoholproblem habe. Daraufhin erfuhren deren Frauen davon. Die Tatsache, dass Rashed Alkohol trank, entrüstete die Frauen der Familien. Jawid wurde fortan in der Schule regelmäßig von Mitschülern bedrängt. Meistens gingen diese Provokationen maßgeblich von Saad Rahmani aus. Zwar war dieser darauf bedacht, Jawid nicht zu nahe zu kommen, da der 15-Jährige ihm körperlich überlegen war, dennoch spannte er andere Jungen ein, um Jawid zu irritieren oder einzuschüchtern. Dies geschah zum Beispiel, indem Jawid von einer Gruppe Jungen während des Mittagessens in der Schule gefragt wurde, ob er Schweinefleisch esse. Es wurden in der Folge viele Witze darüber gemacht. Auch dass Jawids Vater Alkohol trank, wurde in der Klasse verbreitet. In einem langen Gespräch mit der Forscherin berichtet Jawid, dass ihn dieses Verhalten zwar gestört habe, er aber nicht darauf einging und sich immer wieder ins Gedächtnis rief, dass die anderen Jungen jünger und schwächer als er seien und er sie im Zweifelsfall ernsthaft verletzen könne. Auch habe er ein 13-jähriges Mädchen aus seiner Klasse besonders gern, die ihm manchmal zulächle, wenn Jawid und seine Freunde ihn provozierten – Hira. Sie habe schöne Augen und sei sehr schlau, sagt er grinsend. Dadurch sei alles weniger schlimm.

Etwa einen Monat später, im März 2016, spottete Saad auch in der Unterkunft über Jawid, mittlerweile auch offen vor seinen Eltern oder den Familienangehörigen der Familie Sayed oder Ahmadi. Am Ende dieses Monats erhielt Familie Bakhtari einen Brief. Es war ein Abschiebebescheid. Daraufhin versuchte Rashed am nächsten Tag, sich das Leben zu nehmen, als Jawid in der Schule war. Amir fand ihn an diesem Vormittag zufällig in seiner Wohnung, als er nach ihm sehen wollte, und rief den Notarzt. Rashed wurde zunächst in die Klinik gebracht und dann nach vier Tagen in die Psychiatrie

verlegt. Dort blieb er bis auf Weiteres stationär. Es dauerte zwei weitere Monate, bevor Rashed entlassen wurde und eine Gesprächstherapie im Rahmen einer psychologischen Beratung speziell für Flüchtlinge begann. Diese und auch der Frühling im Jahr 2016 schienen ihm gut zu tun. Im Juni erhielt er schließlich einen Kontakt zu einer evangelischen Gemeinde in Mittstadt, die er kurz darauf gemeinsam mit Jawid aufsuchte.

9.1.3. Familie Bakhtari in der evangelischen Gemeinde

Im Rahmen der evangelischen Gemeinde lernte Familie Bakhtari zunächst den Pfarrer, Herrn Schneider, besser kennen, der Gespräche mit ihnen führte und sie zu Gemeindeaktionen einlud. Jawid und Rashed besuchten Gemeindeflohmärkte und ein Gemeindesommerfest und wurden bald darauf zum Gottesdienst und zu Bibelkreisen eingeladen. Auch vermittelte der Pfarrer ihnen einen Anwalt, ebenfalls ein Gemeindemitglied, der sie ehrenamtlich beriet. Erstmals konnten sie nun über ihren wahren Fluchtgrund sprechen. Sie lernten weiterhin viele geflüchtete Iraner und einige andere afghanische Familien durch die Gemeinde kennen, die bereits konvertiert waren oder diese Absicht hatten. Beide Männer fühlten sich wohl und besuchten das Gemeindezentrum fortan fast täglich. Bis zur Ausstellung des Taufscheins dauerte es dann noch fast ein weiteres Jahr, in dem sich beide intensiv in die Gemeinde einbrachten.

Im Mai 2017 kam es zu einem Anschlag auf die deutsche Botschaft in Kabul.⁴ Infolgedessen erhielten Vater und Sohn die Nachricht ihres Anwaltes, dass Abschiebungen nach Afghanistan bis auf Weiteres ausgesetzt seien und sie somit bessere Chancen hätten, in Mittstadt bleiben zu dürfen. Diesbezüglich gab Rashed jedoch zu bedenken: »Wir sind jetzt Christen. Jetzt können wir nicht mehr zurück« (Jawid, 2017). Als ich Jawid fragte, was Christsein für ihn bedeute, sprach er vor allem vom »frei sein« (ebd.). Zwar sorgte er sich noch um den Aufenthaltsstatus der Familie, doch er schmiedete mittlerweile auch schon Zukunftspläne. Er hatte bereits zwei Praktika absolviert, als Koch und als Kfz-Mechaniker, und beide Male sehr gute Arbeitszeugnisse erhalten. Sein Traum sei es aber, »in Deutschland Polizist zu werden«. Er konkretisierte seine Zukunftsvorstellungen, indem er aufzählte: »Wir haben später eine eigene Wohnung, wir gehen zur Gemeinde, ich werde ein Polizist sein und

4 Siehe exemplarisch Spiegel Online 2017.

dann kann mein Papa sehr stolz auf mich sein, wenn ich ein Polizist bin. Ich beschütze dann meinen Papa.« (Jawid, 2017)

In der Folge wurden Interviews⁵ mit dem Pfarrer der evangelischen Gemeinde, Herrn Schneider, geführt sowie mit dem libanonstämmigen Herrn Karami, der als Berater für diejenige Moschee agierte, deren Mitglieder auch der Hausmeister Amir und sein iranstämmiger Begleiter waren, die Rashed zu Beginn des Jahres 2016 aufsuchten.

9.2. Analyse

Familie Bakhtari sah sich im Fallbeispiel vor allem mit Zugehörigkeitskonflikten aufgrund ihrer neuen Religionszugehörigkeit sowie mit Apostasie-Anschuldigungen konfrontiert. Im Folgenden finden diese eine Erläuterung, indem sie in eine religionsethnologische Verortung des Konversionsphänomens eingebettet werden. Auch die mentale Gesundheit Rasheds wird hinsichtlich seiner besonderen Erlebnisse als Flüchtling thematisiert.

9.2.1. Zugehörigkeiten

Die Zugehörigkeit zu einer Minderheit wird für Familie Bakhtari anhand unterschiedlicher Konstellationen deutlich. Zunächst gehörten sie der ethnischen Minderheit der Hazara in ihrem Heimatland, Afghanistan, an, die in langer Tradition gesellschaftlicher Diskriminierung stehen (vgl. Bindemann 1987). Ebenso gehörten die Bakhtaris zur religiösen Gruppe der Schiiten, die in Afghanistan eine religiöse Minderheit stellten. Als Rashed begann, sich mit dem christlichen Glauben auseinanderzusetzen, und auch seinen Sohn einbezog, war ihm bewusst, dass dies im Dorf nicht akzeptiert wurde. Er achtete daher darauf, die selbst auferlegten Regeln der Gruppe einzuhalten und niemanden außer den Teilnehmern des Gesprächskreises einzuweihen. Auch in Teheran verstanden sich die Bakhtaris durch ihre Auseinandersetzung mit dem christlichen Glauben nicht als zugehörig. Obgleich sie sich für einen kurzen Zeitraum in einer Hazara-Gemeinschaft aufhielten und dort auch der Kontakt zu Rasheds Familie bestand, fürchteten sie Konsequenzen, wenn sie sich der Familie oder der Gemeinschaft gegenüber offenbarten. Zwar stellten Schiiten die Mehrheit der iranischen Bevölkerung, jedoch

5 Siehe Anhang Interviews mit Pfarrer Schneider und Herrn Karami.

erlebten die Bakhtaris die Stellung afghanischer Flüchtlinge im Land als problematisch, da der gesellschaftliche Status unsicher und das tägliche Leben mit vielen Hürden verbunden war. So war es nicht möglich, mit der afghanischen Staatsbürgerschaft zu arbeiten, was lediglich eine Tätigkeit als Tagelöhner übrig ließ, außerdem durften die Kinder die iranischen Schulen nicht besuchen.

Auf der Flucht erlebten Rashed und Jawid wiederum Unannehmlichkeiten aufgrund ihrer neuen religiösen Zugehörigkeit. Dadurch, dass sie sich zum Zeitpunkt der Flucht nicht mehr als Muslime verstanden, bereitete es ihnen Unbehagen, die Gebetszeiten einzuhalten sowie in der Türkei schiitische Moscheen aufzusuchen. Zwar waren sie mit ihrer ethnischen Zugehörigkeit als Hazara den restlichen acht Gruppenmitgliedern während der Flucht ähnlich, erlebten diese jedoch laut Rashed aufgrund der unterschiedlichen religiösen Orientierung als ›anders‹, sodass die Gruppe vielmehr eine Solidargemeinschaft für die Zeit während der Flucht bildete. In der Erstaufnahmeeinrichtung in Nordrhein-Westfalen waren die beiden Männer dann damit konfrontiert, unterschiedliche Sprach- und Religionszugehörigkeiten als solche zu identifizieren und sich entsprechend dazu zu verhalten, ohne dass ihnen Nachteile entstanden. Sie stellten zunächst fest, dass viele Personen, mit denen sie in der Unterkunft in Kontakt kamen, zur arabischen Sprachgruppe gehörten, was zuweilen ein Kommunikationshindernis für sie darstellte. Weiterhin wurde ihnen klar, dass unter den Familien, mit denen sie Kontakt hatten, mehrheitlich Sunniten waren. Da ihnen diese Differenzen bewusst waren, fühlten sie sich von den Fragen jener Familien wie »Wo kommt ihr her in Afghanistan?«, »Wo genau?«, »Seid ihr *sunni*, ja?«, »Wo ist deine Frau?«, »Wo sind die Geschwister?« (Jawid, 2017) bedrängt, da ihre Antworten von denen abwichen, die sie als von den Fragenden erwartete Antworten vermuteten. Somit verschwiegen sie erneut ihre religiöse Zugehörigkeit sowie ihre Zugehörigkeit zur Minderheit der Hazara. Doch auch der Bildungshintergrund sowie der Zugang zur Technik unterschied sie von den meisten anderen Bewohnern, wie sie feststellten. Im Gegensatz zu der von ihnen wahrgenommenen Mehrheit waren Rashed und Jawid nicht alphabetisiert und besaßen kein eigenes Smartphone. Auch hatten sie keinen Internetzugang oder Zugriff auf Plattformen der sozialen Medien. Des Weiteren waren sie in keinerlei soziale Netzwerke eingebunden, da sie keinen Kontakt zu Verwandten in Afghanistan oder Iran aufrechterhielten, was eine ungewöhnliche Situation für sie darstellte. In der Folge entzog sich Rashed zunehmend der sozialen Konfrontation mit den Anderen, indem er das Zimmer nur noch selten

verließ, einige Mahlzeiten ausließ und versuchte, tagsüber Schlaf zu finden. Jawid wiederum suchte zwar die Nähe zu anderen Bewohnern, musste allerdings auch Verantwortung für die Familie übernehmen, indem er den Vater verleugnete oder ihnen plausibel erscheinende Antworten auf deren Fragen gab. Dabei verstrickte er sich zunehmend in unterschiedliche Alternativversionen der eigenen Geschichte. Diese Narrative als »mythico-history« (Malkki 1995: 54) umschreibt Malkki wie folgt:

»It represented not only a description of the past, nor even merely an evaluation of the past, but a subversive recasting and reinterpretation of it in fundamentally moral terms. In this sense, it cannot be accurately described as either history or myth.« (ebd.)

Das Leben in der Erstaufnahmeeinrichtung stellte für Jawid, entsprechend Malkkis Beobachtungen (vgl. ebd.: 105f.), einen Anlass dar, die Strukturen seiner Herkunftsgesellschaft zu reproduzieren, indem er die ihm bekannten Aspekte um Macht und Autorität produktiv für seine *mythico-history* nach Malkki machte. So verlieh er in seinen Geschichten seiner Familie eine Zugehörigkeit zur religiösen Mehrheit Afghanistans, die der der Fragenden gleich ist – dem sunnitischen Islam. Weiterhin verschwieg er die Zugehörigkeit zur ethnischen Minderheit der Hazara und sprach mit anderen nicht über den wahren Fluchtgrund der Familie, der ein Interesse am christlichen Glauben impliziert. Diese Art der individuellen und flexiblen Handhabung der Zugehörigkeiten zu vor allem ethnischen und religiösen Gruppen diente vorwiegend einer strategischen Unsichtbarkeit, um zum Beispiel Unannehmlichkeiten oder Gefahren zu vermeiden (vgl. ebd.: 156). Auch Jawid schien die Notwendigkeit zu empfinden, sich hinsichtlich seiner Vergangenheit der Mehrheit derjenigen anzupassen, auf die er in der Erstaufnahmeeinrichtung traf. Es war jedoch unklar, ob er dies aus Gewohnheit tat, um Unannehmlichkeiten und Dissonanzen vorzubeugen, oder ob er es aus einer Schutzbedürftigkeit heraus verfolgte, um etwaige Konsequenzen zu vermeiden. Im Falle des Erstgesprächs zum Asylentscheid mit der BAMF-Mitarbeiterin und einem Dolmetscher scheint es eindeutiger zu sein. Indem Rashed und Jawid vorab besprachen, ihre ethnische Zugehörigkeit zumindest nicht namentlich im Gespräch zu erwähnen sowie über ihren wahren Fluchtgrund zu schweigen, wird deutlich, dass sie negative Konsequenzen aufgrund dieser Informationen befürchteten. Diese Befürchtungen schienen sich insbesondere an der Person des Dolmetschers festzumachen. So erläutere Rashed:

»Weiß man nicht, welcher Mann da kommt und was die wollen. Kommt [jemand] aus Afghanistan, ist nicht gut für uns, weil, wir sind Hazara und wir sind Christen. Kommt [jemand] aus Iran, ist nicht gut, weil Afghani in Iran machen viele Probleme. Wir haben gewartet da, sehr lang und dann kommt ein Mann und ich schaue an Jawid und denke: ›Bitte, nicht hören mein Dari so genau, nicht hören, dass wir sind Hazara.« (Rashed, 2017)

Damit wird die Situation für Vater und Sohn erklärbar. Zunächst überwiegt die Ungewissheit, mit wem die beiden sprechen werden (›*Weiß man nicht, welcher Mann da kommt* [...]‹). Diese siedelt sich auf den Ebenen an, wie viel die Person hört (›*Bitte, nicht hören mein Dari so genau* [...]‹), welches Erfahrungswissen sie hat (›[...] *nicht hören, dass wir sind Hazara*‹), und welchen Einfluss sie auf die Zukunft der Bakhtaris haben kann. Auch die Agenda desjenigen, der sie interviewen wird, also ›*was die wollen*‹ treibt Rashed um. Er schätzt die Chancen für ihn und seinen Sohn in beiden ihm denkbaren Fällen als ungut ein: Sollte die Person ein Landsmann sein, also aus Afghanistan stammen, sei dies möglicherweise nicht gut für die Bakhtaris, da sie sowohl von der Mehrheitsethnie der Paschtunen abweichen als auch von der religiösen Mehrheit der Sunniten. Zusätzlich sorgt er sich darum, dass auch das religiöse Interesse am Christentum aufgedeckt werden könnte. Sollte der Dolmetscher jedoch aus dem Iran stammen, bereitet dies Rashed Sorgen, ›[...] *weil Afghani in Iran machen viele Probleme*.‹ Damit spielte er auf die Situation afghanischer Flüchtlinge im Iran an, indem er auf sein Erfahrungswissen darüber zurückgriff, wie es seiner Familie und der Hazara-Gemeinschaft in Teheran erging. Rashed bedachte jedoch nicht die Möglichkeit, dass der Dolmetscher neutral, ebenfalls einer Minderheit angehörig oder aus einem gänzlich anderen Kontext stammen könnte. Auch wird im Interviewausschnitt deutlich, dass Rashed sich und seinen Sohn als ›*wir sind Hazara und wir sind Christen*‹ bezeichnete. Das Bekenntnis zum Christentum erfolgte für ihn daher bereits zu einem sehr frühen Zeitpunkt, schon lange, bevor er einen sogenannten Taufschein der evangelischen Gemeinde erhielt.

In der kommunalen Unterkunft setzten sich die Nachfragen und Konfrontationen mit anderen Bewohnern zum Hintergrund der Familie fort und wurden sogar zum Dauerzustand. Dadurch, dass die Fluktuation unter den kommunalen Bewohnern sehr gering war, schienen Rashed und Jawid darauf bedacht, sich möglichst zurückzunehmen und wenig ihrer Vergangenheit anderen gegenüber preiszugeben. Rashed gab an, dass er und sein Sohn keine religiösen Symbole trugen, was sich auch mit den Beobachtungspro-

tokollen deckt. Weiterhin waren sie darauf bedacht, möglichst schnell Fortschritte in der deutschen Sprache zu machen. Möglicherweise stellte dies einen Versuch dar, zügig in der Aufnahmegesellschaft anzukommen, könnte jedoch auch darauf hindeuten, sich von der Vergangenheit abzulenken und sich stattdessen einer neuen Perspektive zu zuzuwenden. Dennoch gelang es den Bakhtaris nicht vollständig, ihren Hintergrund zu verschleiern. Ihr Handeln wurde vor allem von den Frauen der Familien Sayed, Ahmadi und Rahmani beobachtet und gedeutet. Diese hinterfragten unter anderem, weshalb die beiden Männer gemeinsam ohne eine Frau zusammenlebten, und kritisierten, dass Rashed den häuslichen Pflichten nachkam. Zum einen wurde unter den Frauen darüber gesprochen, im extremen Fall äußerte sich das Unbehagen darüber darin, dass Rashed bespuckt wurde. Weiterhin wurde die neue religiöse Zugehörigkeit der Familie zum Thema in der Unterkunft, nämlich dadurch, dass Jawid sich Dino anvertraute, von dem er wusste, dass dieser einer christlichen Familie angehörte. Für Jawid war in diesem Moment nicht absehbar, dass diese Information in der Unterkunft verbreitet werden könnte, vielmehr unternahm er den Versuch einer Kontaktaufnahme mit Dino, den er als jemanden wahrnahm, mit dem er eine Gemeinsamkeit teilte. Dass somit ebenso die Apostasie der afghanischen Familie in der Einrichtung zum Thema wurde, war Jawid ebenfalls nicht bewusst.

Doch auch, als die beiden Männer Kontakt zur evangelischen Gemeinde Mittstadts aufnahmen und sich dort qua ihrer religiösen Orientierung zugehörig fühlten, waren sie unter der Gruppe der Flüchtlinge weiterhin in der Minderheit als Afghanen und Hazara und ebenso als Flüchtlinge in der Gruppe der Gemeindemitglieder. Dennoch schien diese Abweichung sie nicht daran zu hindern, sich in der Gemeinde wohlfühlen und Vertrauen zu fassen, möglicherweise, weil sie vor allem positive Erfahrungen im Kontakt mit den Gemeindemitgliedern machten und Unterstützung erhielten, indem sie zum Beispiel erstmalig eine juristische Begleitung erfuhren.

9.2.2. Konversion

Der Frage der Motivlage für Konvertiten nachgehend, sind eindeutige Unterscheidungen zwischen religiöser und sozialer Dimension einer Konversion beinahe unmöglich, da diese sich häufig überlagerten (vgl. Rambo 2003: 214). Die soziale Dimension versteht Buckser hierbei als »[...] social event, a phenomenon with meanings and consequences for the social groups within which they occur.« (Buckser 2003: 69) Weiterhin spricht er von Konversion als

»[...] social act; one does not merely join a faith, but one enters into a set of new relationships with members of a religious community.« (ebd.) Zu diesen Betrachtungen müssten auch die etische sowie emische Perspektive als Gesamtkomplex hinzugezogen werden (vgl. Rambo 2003: 214.). Dies resultiere in einem »[...] cluster of types of changes that have been observed and discussed.« (Rambo 2003: 214) Dies sei für das Verständnis, als eine Begriffsdefinition.

Kipp umreißt einen Großteil der religionsethnologischen Forschung um Konversion, die besagt, dass Konversion häufig als Strategie genutzt werde, eine soziale oder ethnische Zugehörigkeit zu erwerben (vgl. Kipp 1995). Buckser wiederum, der sich in seinem Standpunkt vor allem darauf bezieht, dass es zumeist christliche Perspektiven seien, aus denen Konversion betrachtet werde, kritisiert, dass die beschriebene soziale Dimension der Konversion daher häufig nicht als bedeutsam im Diskurs wahrgenommen werde:

»[...] Such scholars] have regarded them as less than »true« conversions and classified them as political or social rather than religious phenomena. Consequently, they have said relatively little about the effects of such conversions on either the experience of converts or on the religious communities that they join.« (Buckser 2003: 81)

Dabei sei die soziale und praktische Dimension des Glaubens in vielen Fällen bedeutungsreicher als die spirituelle Einstellung (vgl. ebd.: 82). Gemeinsam mit Glazier gibt er in der Folge eine religionsethnologische Definition, die eine kontextuelle Einbettung berücksichtigt:

»Conversion is usually an individual process, involving a change of worldview and affiliation by a single person, but it occurs within a context of institutional procedures and social relationships.« (Buckser/Glazier 2003: xi)

Die eigentliche Frage sei jedoch, so Buckser und Glazier, »What effects does conversion produce in the group that gains a convert, and what does it do to the group that loses one?« (Buckser/Glazier 2003: xii) In der Folge beantworten sie diese damit, dass »Conversion highlights the interaction, and in many cases the tension, between individual consciousness and the structural requirements of community life.« (Buckser/Glazier 2003: xii) Dass eine Konversion ein gesellschaftliches Zusammenleben erschweren kann, wird auch im Fallbeispiel um die Familie Bakhtari deutlich, und ist ablesbar an den Interaktionen und Befürchtungen der beiden Männer in ihren jeweiligen Lebenskontexten und -zusammenhängen – im Herkunftsland, bei der Familie

im Iran, während der Flucht, in der Erstaufnahmeeinrichtung und auch in der kommunalen Unterkunft. Dies deckt sich mit den Befunden Baumanns, der argumentiert, die religiöse Zugehörigkeit sei ein möglicher Differenzmarker und erfahre häufig eine neue Sichtbarkeit im Kontext der Migration (vgl. Baumann 2018: 44; siehe auch Krech 2008). Dabei stellt er fest, dass »der gleiche Glaube (ebd.: 43)« zwar das Potenzial habe, Migranten im Aufnahmeland zusammenführen, die Migrationserfahrung jedoch auch eine »[...] Chance zur Befreiung von religiösen Vorgaben und Kontrolle« (ebd.: 43) biete. Baumann erwähnt jedoch nicht, *in welchem Maße* die religiöse Zugehörigkeit im Aufnahmeland entscheidend hinsichtlich der Einfindung in soziale Netzwerke sein kann, beziehungsweise welchen taktischen Aufwand es für Flüchtlinge bedeutet, die »Chance zur Befreiung« (ebd.) überhaupt wahrnehmen zu können. Am Beispiel Jawids, der sich aufgrund der kritischen Nachfragen zum Familienhintergrund immer weiter in unterschiedliche Narrative verstrickt, wird ersichtlich, dass es nahezu unmöglich ist, als »unbeschriebenes Blatt« eine Flucht anzutreten oder sich im Aufnahmeland einzufinden. Stets sieht er sich der Notwendigkeit ausgesetzt, sich zu positionieren, was ihn zunehmend unter Druck geraten lässt. Im Kontext der Erstaufnahmeeinrichtung und der kommunalen Unterkunft erreicht dieses Empfinden seine Klimax. Pfaff-Czarnecka erklärt dies wie folgt: Dadurch, dass Zugehörigkeiten stets verteidigt würden, hätten diese exkludierende Wirkung (vgl. Pfaff-Czarnecka 2012: 9). Daraus resultierten soziale Grenzziehungen, die wiederum neue Spannungsfelder mit sich brächten (vgl. ebd.). Westin und Hassanen argumentieren weiter, dass es erst mit der Einfindung in soziale Netzwerke und Beziehungen zu anderen Ortsansässigen möglich werde, einen eigenen Weg im neuen Kontext zu finden und zu beschreiten (vgl. Westin/Hassanen 2014: 99). Erst dann, so die Autoren, böten sich auch Chancen, neue Lebensmodelle und Rollenbilder kennenzulernen (vgl. ebd.: 21).

Aus religionsethnologischer Betrachtung geht daher hervor, dass es vor allem »[...] the practice of social life in which the various embodiments of meaning are sustained in relational ways.« (Austin-Broos 2003: 9) ist, die einer Analyse bedürfe, um Aussagen über die Motivationen einer Konversion sowie über deren Wahrnehmung in der Gemeinschaft treffen zu können. Am Beispiel des Nationalhinduismus in Indien zeigt Menon, wie eine Konversion zum Christentum von Hindu-Nationalisten im Kontext des Subkontinents wahrgenommen wird:

»Conversion to Christianity is portrayed as an act that threatens the integrity, security, and cultural essence of the nation. By vilifying Christians, Christianity, and Christian missionaries not only as morally suspect but also as a threat to the sanctity and integrity of the Indian polity, the movement is able to project its agenda as the moral and patriotic duty of all Indians, thereby establishing its own legitimacy and mobilizing support for its political platform. Conversion is not seen as simply an individual expression of faith but rather as a political choice that necessarily implicates questions of national allegiance, patriotism, and cultural determination. Conversion to Christianity threatens the very *raison d'être* of Hindu nationalism: that India is, and has always been, a Hindu nation in which Hindu values, culture, and beliefs must be privileged.« (Menon 2003: 51)

Im hauptsächlich politisch motivierten Hindu-Nationalismus wird eine Konversion nicht als Individualentscheidung, sondern sogar als Verrat an den Werten eines vermeintlich kulturell und religiös homogenen Nationalstaates gedeutet. Am prägnantesten scheint jedoch die Wahrnehmung der Bedrohung, die vom Akt der Konversion, wie von der Autorin beschrieben, ausgeht. Diese Anschauung scheinen auch die Familien Sayed, Rahmani und Ahmadi im Fallbeispiel sowie Herr Karami als Vertreter einer sunnitischen Moscheegemeinde in Mittstadt zu teilen, indem er Konvertiten einen »schmutzige[n] Weg«⁶ attestiert. Herr Karami, der libanonstämmig ist und die sunnitische Moscheegemeinde vertritt, die auch Amir besucht, bietet eine religionszentrierte Lebensberatung für Flüchtlinge an, die nach Mittstadt kommen. Die Kontakte erhält er durch Gemeindemitglieder, die in Unterkünften tätig sind, oder indem er Flüchtlinge direkt anspricht, die die Moschee erstmalig aufsuchen. Die Fragen seiner Klienten erhält er persönlich im Gemeindezentrum, per E-Mail wie auch per WhatsApp und beantwortet die Anliegen entweder schriftlich, telefonisch oder persönlich. Mittlerweile bestche etwa die Hälfte seiner Klienten aus Flüchtlingen, die mit konkreten Anliegen zu ihm kämen. Klienten, die darüber nachdenken, sich von den religiösen Vorgaben ihres Heimatlandes zu trennen, oder sich anderweitig neu zu orientieren, begegnet er skeptisch. Indem er sagt:

»Es gibt in all diesen Ländern so viele Muslime, die Atheisten sind. Und das war auch schon immer so. Ich denke dann immer: ›Es gibt Tausende von euch! Dafür muss man doch nicht Christ werden‹ [...].« (ebd.)

6 Siehe Anhang Interview mit Herrn Karami.

bezieht er sich darauf, dass es der bessere Weg sei, ein Dasein als kultureller Muslim, im Interview als ›Atheist‹ bezeichnet, fortzuführen, als eine andere Glaubenszugehörigkeit anzunehmen.

9.2.3. Apostasie

Apostasie als Abfall vom Glauben wird in Ländern mit muslimischer Mehrheit unterschiedlich gehandhabt. Einem christlichen Konvertiten in Afghanistan drohte im Jahr 2006 die Todesstrafe, die nur abgewendet werden konnte, indem ihm Asyl in Italien geboten wurde.⁷ Dass Konvertiten somit auch in Aufnahmeländern von einigen Landsleuten, die der religiösen Mehrheitsstruktur im Herkunftsland angehören, als ›Abtrünnige‹ behandelt werden, scheint dabei nicht verwunderlich.⁸ In einer Reportage des Deutschlandfunks äußerten sich geflüchtete ehemalige Muslime dazu, wie Zuschreibungen und Erwartungshaltungen anderer Muslime sie im Alltag beeinträchtigten:

»Das beginnt schon an der Kasse eines Supermarkts. Je nach den Dingen, die in deinem Einkaufswagen liegen, wirst du mit anderen Augen anschauen. Oft kommt es vor, dass der Kassierer oder die Kassiererin selbst Muslimin ist. Und die wird dich je nach deinem Phänotyp auf eine bestimmte, vermeintliche Identität festlegen. [...] Du wirst schief angesehen, wenn du Huhn kaufst, das nicht ›halal‹ ist, oder wenn in deinem Einkaufswagen eine Flasche Wein liegt. Dieser Blick der Anderen begleitet einen auf Schritt und Tritt. Man muss immer aufpassen und so tun als ob. So tun, als würde man den Ramadan befolgen, so tun als würde man beten, so tun als würde man gewisse Redewendungen selbstverständlich benutzen. [...] Man entwickelt Strategien, um seine wirklichen Überzeugungen zu verbergen und heikle Situationen von vornherein zu vermeiden. Wie stelle ich es an, um während des Ramadan trinken zu können? Oder um den Moschee-Besuch herumzukommen? Was muss ich tun, um bestimmte Freizeit-Aktivitäten zu rechtfertigen oder zu kaschieren? So kann es auch vorkommen, dass zwei Ex-Muslime einander nicht als solche erkennen, weil sie sich gegenseitig etwas vorspielen.« (Deutschlandfunk 2017)

Diese Sorgen eines Flüchtlings decken sich mit den Erfahrungen die Familie Bakhtari macht. Dass Jawid im Interview angibt, dass er das Christsein mit

7 Siehe exemplarisch FAZ.NET 2006.

8 Siehe exemplarisch Kempkens et al. 2016.

»frei sein« verbinde, könnte auch damit einhergehen, frei von den Zuschreibungen und Erwartungen anderer zu sein. Jedoch stellt eine neue religiöse Zugehörigkeit ebenfalls Ansprüche an die Gläubigen. Buckser äußert diesbezüglich:

»Membership in a religious community derives from more than a set of beliefs; it also involves a set of relationships with other members, a set of practices and habits, and a set of aesthetic orientations and discursive styles. Converts are able to assimilate such elements without the corresponding beliefs, and indeed these elements may provide a better index of a person's conversion.« (Buckser 2003: 81)

Somit müssen sich Rashed und Jawid nicht nur mit neuen Glaubensrichtlinien und -praktiken auseinandersetzen, sondern sich auch in eine neue Gemeinschaft einfügen. Austin-Broos stellt dies als Herausforderung heraus:

»To be converted is to reidentify, to learn, reorder, and reorient. It involves interrelated modes of transformation that generally continue over time and define a consistent course. Not mere syncretism, neither can conversion involve a simple and absolute break with a previous social life.« (Austin-Broos 2003: 2)

Dass ein Neuanfang im Sinne eines endgültigen Bruchs mit dem früheren Leben nicht möglich ist, mag nicht im Sinne Jawids und seines Vaters sein, da es den Anschein hat, dass die Familie ihre Konversion und das Leben in Deutschland durchaus als neuen Lebensabschnitt betrachtet. Dieser beinhaltet nicht nur eine Beschäftigung mit dem Christentum, sondern auch das Gefühl des Aufgehobenseins in einer Gemeinschaft, die Unterstützung und den Rückhalt der Gemeindemitglieder sowie die Möglichkeit der Bildung und Teilhabe mit sich bringt, indem Vater und Sohn eine Alphabetisierung und Deutschkurse erfahren sowie der Schulbesuch für Jawid ermöglicht wird. Weiterhin ist beiden durch ihren Aufenthalt in Mittstadt und aufgrund ihrer Bemühungen auch der Besitz eines Smartphones möglich, das sie ohne Lesekenntnisse nicht in dem Umfang hätten nutzen können, in dem sie es sich wünschen.

Austin-Broos argumentiert daher im Folgenden dafür, eine Konversion als »passage«, in Bezugnahme auf Turner (1967) zu begreifen:

»The public aspect of this belonging is perhaps a new identity, a newly inscribed communal self defined through the gaze of others. But for the who has converted or allowed herself to be converted, the issue is a larger one and

also more intimate. Conversion is a type of passage that negotiates a place in the world. Conversion as passage is also quest, a quest to be at home in a world experienced as turbulent or constraining or, in some particular way, as wanting in value. The passage of conversion is a passage to some place rather than no place. It is not a quest for utopia but rather for habitus. It involves a process of continual embedding in forms of social practice and belief, in ritual dispositions and somatic experience.« (Austin-Broos 2003: 2).

Die dem Pfarrer im Interview⁹ auffallenden Fragen muslimischer Konvertiten zu analogen Glaubensvorschriften bezüglich der Ausübung religiöser Praktiken können mit Sachs Norris dadurch erklärt werden, dass Konvertiten üblicherweise zwei verschiedene Wege finden, damit umzugehen: entweder das eifrige Befolgen der neuen religiösen Riten oder die selektive Durchführung einzelner Riten (vgl. Sachs Norris 2003: 171). Es sei jedoch zu beachten, dass Konvertiten dabei einen besonderen Blickwinkel innehätten:

»[...] converts initially understand the symbolism and language of their adopted religion through the filter of their original language and worldview. This applies not only to ideas but also to gesture, posture, and ritual, which involve deeply engrained associations and learned relationships between bodily practice and inner state of consciousness.« (Sachs Norris 2003: 171)

Auch daher, so Rambo, sei eine »[...] complete conversion [...] a goal to work forward, not a ›finished‹ product [...]«.« (Rambo 200: 214)

In der ethnografischen Studie Hardings wiederum, die sich mit fundamentalen amerikanischen Baptisten befasst, wird deutlich, dass Konversion nicht nur über die Durchführung religiöser Praktiken geschehen müsse. So zeigt Harding, dass ihre Informanten konvertieren, indem sie darüber sprechen: »Fundamental Baptist witnessing is not just a monologue that constitutes its speaker as a culturally specific person; it is also a dialogue that reconstitutes its listeners [...]« (Harding 1987: 167). Sie zeigt dadurch, dass Konversion durch das Zuhören, das Darüber-Sprechen und durch die Beschäftigung mit dem Diskurs geschieht.

Die Rolle Lisas im Fallbeispiel ist aus der Perspektive Rasheds und seines Sohnes eindeutig. Lisa wird als Autorität von beiden Männern wahrgenommen, die aufzeigt, was zu tun ist, zum Beispiel zügig zu genesen, um der

9 Siehe Anhang Interview mit Pfarrer Schneider.

deutschen Schulpflicht nachzukommen oder ein Gespräch mit der Schulleitung zu führen, um den weiteren Bildungsweg Jawids zu besprechen. Gleichzeitig kontrolliert Lisa die Einhaltung der Regeln in der kommunalen Unterkunft, indem sie mit ihrem Kollegen Thomas beispielsweise den Wohnraum der Familie Bakhtari aufsucht, die Alkoholflaschen mitnimmt und ihn ermahnt, dass in der Unterkunft ein Alkoholverbot herrsche.

Amir wiederum übernimmt eine ambivalente Rolle im Fallbeispiel. Zwar unterstützt er Lisa, indem er sie auf Rasheds Alkoholkonsum aufmerksam macht, jedoch agiert er auch außerhalb seines Verantwortungsbereiches, indem er die anderen Bewohner über Rasheds Problem in Kenntnis setzt und diesen sogar mit einem Freund seiner Moscheegemeinde aufsucht, um ihn zu dieser einzuladen. Es ist zu vermuten, dass er Probleme damit hat, Rasheds Konversion zu akzeptieren. Letztlich ist es Amir zu verdanken, dass Rashed nach seinem Suizidversuch schnellstmöglich geholfen werden kann, da dieser den Afghanen in seinem Zimmer auffindet, als er anklopft, um sich mit ihm auszutauschen.

Dass Rashed durch die Flucht und insbesondere durch deren Auslöser eine Belastung empfindet, ist nicht ungewöhnlich. So befassen sich Medizinethnologen seit mehreren Jahren mit den Auswirkungen von Migration auf die psychische Gesundheit von Flüchtlingen (vgl. Weiss 2003; Jenkins 2015; Huschke 2015; Craig 2010). Allerdings sei hinsichtlich einer Auseinandersetzung mit dem Leiden der Migranten nicht nur der Prozess der Migration zu berücksichtigen, sondern es seien ebenso kulturelle wie ethnische Erfahrungen einzubeziehen, »[...] die das Spektrum möglicher Bewältigungsstrategien in belastenden Situationen in der Fremde begrenzen.« (Basu/Powroznik [ehemals Gies-Powroznik] 2018: 22)

9.3. Zusammenfassung

Das Fallbeispiel der Konversion der Familie Bakhtari zeigt, dass die Verhandlung von Zugehörigkeiten nicht lediglich Produkt einer Migration ist, sondern vielmehr einen natürlichen Bestandteil menschlicher Interaktion darstellt. In bestimmten Konstellationen resultieren diese Interaktionen in Aushandlungsprozessen, die als belastend wahrgenommen werden, vor allem von denjenigen, die nicht der Mehrheitsstruktur angehören. Rashed und Jawid Bakhtaris Zugehörigkeitsprofil erweist sich, je nach Kontext und Konstellation, als Herausforderung und wird zuweilen konfliktiv. Stets gehören sie

zu einer Minderheit. Im Herkunftsland, auf der Flucht sowie im Aufnahmeland sehen sie sich verschiedenen Faktoren ausgesetzt, die ihnen die Notwendigkeit abverlangen, ihre religiösen oder ethnischen Zugehörigkeiten zu verbergen oder mit alternativen Narrativen zu arbeiten, um sich infolgedessen eine neue Zugehörigkeit zu verleihen und ihren Hintergrund ihrem jeweiligen Gegenüber plausibel zu machen. Dass dies ein Prozess ist, der aus einem wahrgenommenen Konformitätszwang resultiert und mit dem eine enorme psychische Belastung einhergeht, zumal stets die eigene Existenz als bedroht empfunden wird, wird am Beispiel Rasheds deutlich, der nicht nur unter der bloßen Migrationserfahrung mit den damit verbundenen Rahmenbedingungen leidet, sondern vor allem unter den Erlebnissen in Afghanistan sowie unter den Aushandlungen seiner Zugehörigkeiten auf der Flucht wie auch im Aufnahmeland. Die soziale Dimension seiner Konversion berücksichtigend, wird dabei deutlich, dass diese auch das Selbstverständnis der Mehrheit infrage stellt, indem sie sich als Bedrohung für deren Wertesystem darstellt. Dies äußert sich in Beschimpfungen und dem Bespucken Jawids durch die anderen muslimischen Familien und deren Kinder. Weiterhin wird eine Kränkung insbesondere der muslimischen Frauen ersichtlich, die sich in ihrer Rolle von Rashed gefährdet fühlen. Insbesondere Shabnam zeigt dies deutlich, da sie sich abwertend darüber äußert, dass Rashed Hausarbeiten übernimmt, ohne die sozialen Umstände in Betracht zu ziehen. Die Kränkung durch seine Konversion mag derart stark sein, dass die muslimischen Familien ihn ausgrenzen und ihre Entbehrungen auf den Konvertiten als ›Sündenbock‹ projizieren. Auf diese Weise wird auch die öffentliche Aggression Rashed gegenüber legitimiert. Familie Bakhtari hingegen hat keine Referenzgruppe. Rashed, als alleinerziehender Flüchtling, lebt weitestgehend isoliert in der Unterkunft. Dieser Umstand ist ihm aus seinem Herkunftsland unbekannt und auch aus Perspektive der anderen muslimischen Familien ungewöhnlich. Hierdurch verstärkt sich die Ablehnung seiner neuen religiösen Zugehörigkeit noch. Weiterhin erfahren Rashed und Jawid eine zweifache Stigmatisierung, indem sie mit ihrer Zugehörigkeit als Hazara im Herkunftsland wie auch mit ihrer neuen religiösen Zugehörigkeit in Mittstadt umgehen müssen. Das Verschweigen dieser Zugehörigkeiten kann in beiden Fällen als Teil ihres Habitus betrachtet werden. Es stellt sich die Frage, welches Verhalten die Nachbarn der Bakhtaris gezeigt hätten, wäre die afghanische Familie muslimisch und somit keine Bedrohung dargestellt hätte. Möglicherweise hätten dann die sozialen Umstände im Leben der beiden Männer Berücksichtigung gefunden und eventuell auch Mitgefühl unter den Rahmanis, Ahmadis

und Sayeds evoziert. Weiterhin ist denkbar, dass die Familien ihre Unterstützung angeboten hätten und ihre Kinder dazu angehalten hätten, Jawid einzubeziehen, während sich die Männer Rasheds angenommen hätten.

Im Fallbeispiel wird gezeigt, dass Konversion stets als komplexes Phänomen betrachtet werden muss, dessen Analyse unter anderem erfordert, dass möglichst die emische wie auch die etische Perspektive aller Beteiligten in Betracht zu ziehen ist. Weiterhin wird deutlich, dass speziell im Fall zum Christentum konvertierender Muslime auch die Dringlichkeit, die mit Apostasie und deren Konsequenzen in muslimischen Ländern einhergeht, Beachtung erfordert.